

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 3.

Samstag, 4. Januar.

1930.

(7. Fortsetzung.)

Maximum.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Hans Schulze.

8.

Eines Tages, als sie vom Baden durch den Wald zurückkamen, blieb Dr. Hardt plötzlich mitten auf dem Wege stehen. „Höre einmal, Achim!“, sagte er, „ist heute nicht dein Geburtstag?“

Der Gefragte dachte sekundenlang nach, dann zuckte es wie ein Blitz des Erkennens über sein Gesicht. „Du hast recht! Das hätte ich tatsächlich vergessen. Da wäre ich also mit Gottes Hilfe fünfunddreißig Jahre alt geworden.“

Lachen, Händeschütteln, Glückwünsche.

„Das muß gefeiert werden!“, entschied Daisy kurz. „Die Herren sind heute mittag unsere Gäste!“

Ihre blauen Augen sahen Achim bis ins Herz; sonnenübergossen stand sie vor ihm; in dem nur lose aufgesteckten Haar schimmerten noch ein paar Wassertropfen, daß es wie ein Gespinnst von Gold und Silber leuchtete.

Dann saßen sie um den runden Tisch in dem gruftkühlen Speisesaal. Daisy hatte zur Feier des Tages ein glattes, weißes Kleid angelegt, das sie noch schlanker und mädchenhafter als sonst erscheinen ließ. Wie ein wunderschönes Bild lehnte sie in dem mächtigen Danziger Barockstuhl, dessen wuchtige Gedrungenheit für die zarten Umrißlinien ihres feinen Körpers zu schwer erschien.

Und draußen grühten der Park und das weite, gesegnete Land so licht und strahlend, als sei der ganze blühende Sommer erst an diesem goldenen Tage aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. Durch die offene Terrassentür kam zuweilen ein leiser Wind, süß und trunken von Heubüsch und Rosenatem. Es war eine hochgestimmte Stunde, eine Stunde so voll heißen, herzklopfenden Glücks, daß Achim alles um sich vergaß und ihm seine Zukunft und sein Leben wie ein tiefer, unerlöschlicher Brunnen erschien.

Immer wieder neigte er sich mit dem Sektglas zu Daisy herüber und suchte ihren Blick in einem stillen Bekenntnis seiner Liebe, und sie dankte ihm mit einem frohen Aufleuchten der Augen.

Nach Tisch schlug sie einen Spaziergang zur Oberförsterei vor, und Achim stimmte sofort freudig zu, während Eva und Dr. Hardt, die den Abend durch ein besonderes kleines Festkonzert verherrlichen wollten, um Urlaub zum Studium ihrer Vortragsstücke baten. Nach längerem Hin und Her wurde ihnen dieser endlich zugestanden und Dr. Hardt zudem mit dem ehrenvollen Auftrag betraut, neben dem musikalischen Teil auch die Schöpfung einer der Bedeutung des Tages entsprechenden Erdbeerbowle vorzubereiten.

Man trank auf der Terrasse noch gemeinsam Kaffee, dann nahmen Daisy und Achim Abschied und wandten sich durch den Sonnenbrand der Parklichtung zum Wald hinüber. Hier war es wundervoll kühl und märchenstill. Nur zuweilen ein Summen in den Halmen, ein Zirpen am Boden, ein zartes Vogellied oder irgendwo in der Ferne das taktmäßige Hämmern eines Spechtes.

Ein Bujchweg zog sich zur Rechten in Schlangenlinien zum Hochwald hinauf, eine Wiese, wo die Lichter weiß und geheimnisvoll flimmerten, eine verborgene Schlucht, heimlich, verschwiegen alles.

Sie gingen allmählich immer zögernder und langsamer, als ob diese stille Wanderung für sie nie ein Ende nehmen sollte, ganz eingesponnen in das große Glück des Alleinseins. Und zuletzt sprach nur noch Daisy, wie wenn sie mit ihren Worten eine schützende Wehr um sich errichten könnte. Und Achim schaute wie gebannt auf den süßen roten Mund in dem feinen Gesicht, das ihm noch nie so jung und weich wie heute erschienen war, und dachte immer wieder nur an das eine, wie wunderbar beglückend es sein mußte, die frischen, festen Lippen zu küssen, zwischen denen die Zähne zuweilen aufblühten, gleich weißen Kernen in einer Scharlachfrucht.

Die Oberförsterei lag still und in Einsamkeit begraben wie eine grüne Garteninsel in dem unabsehbaren Meer des Waldes. Nur ein paar Schwalben, die unter den gekreuzten Pferdeköpfen über dem Hauseingang ihr Nest aufgebaut hatten, schwenkten mit unablässigem Zwitschern um den Kletterwein des steilen Dachgiebels, und wütendes Tackelgeschliff antwortete dem Anruf der beiden Wanderer aus dem Innern. Erst auf dem Hofe trafen sie in einem Stall auf eine stotternde Magd und erfuhren, daß die Herrschaft schon gegen Mittag zu einem Besuch in der Nachbarschaft über Land gefahren sei.

Daisy zog ein spikbübisch-bedauerndes Gesicht. Die Hoffnung auf den berühmten Räderfuchsen der Frau Oberförster ist also für heute dahin!“, sagte sie, aber ihre Augen lachten, daß ihnen dieses Zusammensein durch keinerlei fremde Menschen gestört wurde.

Der Weg trat jetzt aus dem Walde heraus und wand sich durch einen Wiesengrund zum Dörfchen Großhausen hinüber. Eine Zeitlang gingen sie durch dichte Haselnusheden, zwischen wilden Rosen und Dornbüschen, in denen noch der ganze Duft des scheidenden Tages hing. Die lange, gerade Zeile der Dorfstraße lag in sommerlicher Verlassenheit. Nur ein paar flachshaarige Kinder tummelten sich auf dem großen Grasanger am Dorfsteig, und junge Gänse watschelten unbeholfen hinterher und reckten flügel Schlagend die schreienden Hälsen. Die späte Nachmittagssonne stand grell auf den blinkenden Fensterscheiben des neuen Schulhauses und sah stehend und gleichsam inspizierend in die langweilig-leeren Räume hinein.

Dann rasteten sie in einem kleinen Wirtshausgarten am See, von der Wirtin, einer hübschen, stattlichen Person, mit ruhvoller Langsamkeit bedient. Achim hatte sich eine Zigarette angezündet und umfaßte mit sehnsüchtigen Blicken immer wieder das feine Profil der jungen Frau, das so still und ernst war wie dieser Abend über Wald und See. Eine brütende Rohrdrossel stieß zuweilen sorgende Rufe aus, dann wieder sprang ein Fisch im Wasser, und von den Uferdörfern klang gedämpftes Hundegebell. Immer tiefer spann sich die Welt in Dämmerung und Dunkel. Und in dem schüben-

Den Schleier dieses Dunkels öffneten sich allmählich die Herzen, daß sie von allerlei Dingen sprachen, die sie bisher ängstlich in innerster Seele voreinander behütelten hatten.

Daisy erzählte von ihrer Ehe; in rückhaltlosem Bekenntnis riß sie die letzte Hülle von ihrer Seele, breitete das Drama ihres Lebens bis zum Ende vor ihm aus. Und die ganze Sehnsucht ihrer großen, verlangenden Liebe stand über der martervollen Selbstverleugung ihres Jhs.

Achim lauschte ihren leidenschaftlichen Worten schweigend, gesenkt Hauptes. Wie die Dämmerung eines grauen Meeres schien ihm auf einmal sein ganzes bisheriges Sein versunken, und glückverheißend winkte ihm in dieser Liebe das Land der Zukunft, einem leuchtenden Hafen gleich, alles Irrens Ende. Und in dem gleichen Augenblick kitzte die Kette wieder hinter ihm, die Kette jenes Vertrages, mit dem er sich selbst die Hände gefesselt und die tiefste Schmach seines Lebens bestiegelt hatte. Sekundenlang dachte er daran, ein offenes Geständnis abzulegen, sich durch eine schonungslosse Beichte für immer von den Schatten der Vergangenheit zu befreien, eine dunkle Empfindung sagte ihm, daß die Frau an seiner Seite ihm in dieser Stunde vielleicht auch das Letzte verzeihen würde. Dann aber entsank ihm doch wieder der Mut. Zu groß und unberechenbar erschien ihm der Einsatz eines solchen Wagnisses, mit dem er sich selbst seines letzten Wertes beraubte, wenn er dieser vertrauenden Liebe die Binde von den Augen riß. —

Still gingen sie endlich am See entlang wieder zum Schlosse zurück; kaum, daß zuweilen ein leises Wort zwischen ihnen gewechselt wurde. Nur ihre Hände lagen mit stummem Druck ineinander, und aus dieser innigen Berührung floß es wie eine heimliche Glut von Körper zu Körper. Als die ersten Parkwege in den Wald schnitten, stand der Mond schon groß und klar am Himmel. Wie ein Märchenschloß leuchtete das Haus am See mit seinen hellen Fenstern durch den Frieden der Nacht, und ein zierliches Mozartsches Menuett schlich sich wie eine verliebte Schäferweise in die leise Räufelmusik der Einsamkeit, die wie in einem einzigen langgedehnten Ton über den schlummernden Parkwiesen schwang.

Dann standen sie noch einmal im Schatten der Terrasse. Achim hatte seinen Arm um Daisys schmale Hüfte gelegt, und eine heiße Sehnsucht stieg in ihm auf, sich freizumachen von allem Schmutz und aller Niedrigkeit, um dieser Frau willen ein anderer, ein besserer Mensch zu werden.

Da hob Daisy den Kopf zu dem hellen Mond empor: ihr Gesicht war seltsam weich und voll süßer Bärtlichkeit. Und leise und zaghaft wie ein junges Mädchen beim ersten Liebesgeständnis flüsterte sie ganz nahe an seinem Ohr: „Du weißt ja nicht, wie ich dich liebe!“ —

9.

Die Brownsche Villa lag im westlichen Teil der Grunewaldkolonie, in der Fontanestraße, inmitten eines großen, parkartigen Gartens, der sich in sanfter Abdachung bis zu dem stillen Dianasee hinabzog. Herr Brown hatte das ausgedehnte Grundstück bald nach seiner Übersiedelung nach Berlin aus der Hinterlassenschaft eines reichen Fondsmalliers erworben und nach Abbruch des alten Hauses, unter teilweiser Benutzung der Grundmauern, durch einen berühmten Münchener Architekten einen Neubau aufzuführen lassen, der für seine in der halben Welt zusammengerafften Kunstschätze, vor allem für seine bedeutende Sammlung italienischer und altfranzösischer Gobelins, einen würdigen Rahmen abgeben sollte. Der schlicht-vornehme Landshausbau in der Umrahmung der hohen, ernsten Grunewaldkiefern war ganz auf den alten baukünstlerischen Gedanken gestellt, daß Haus und Park zu einer Einheit zusammenstießen, daß der Park sich in das Haus und das Haus in den Park hinein fortsetzen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Trüber Wintertag.

Wie Spuggestalten, die sich niederbücken,
Stehn Weiden an dem schmalen Wiesenbach,
Der Schnee legt sich auf ihren krummen Rücken,
Tiefsinnig blicken sie dem Wasser nach.

Den Unheilshoten gleich, vorahnend frätschend,
Doch eine Krähenchar ganz nahe bei,
Vom Walde her klingt es oft leise ächzend,
Als ob ein Baum in Todesnöten sei.

Frieda Callier.

An Ihre Majestät die drei Mohrenkönige

Von Erica Grupe-Pörcher.

Es ist der Nachmittag des fünften Januars. Ein Tag geht zur Keige, da im Sonnenglanz des anlaufenden Winters voll süßer Milde draußen im weltberühmten Park Maria Luisa Tausende von Staren, die aus den nordischen Ländern geflüchtet, in den Bambusgebüschsen lärmten, und die Rabatten von Monatsrosen im Freien duften. Ganz Sevilla, die reiche Hauptstadt der südlichsten Provinz von Spanien, scheint mit seinen 300 000 Einwohnern auf den Beinen zu sein. Es ist besonders ein Gefirbel und Gewimmel von Kindern jeden Alters. Was ist denn los?

Da nahen sich schmetternde Trompetentöne, fröhliche Musik dröhnt heran, und riesige farbige Lampions, auf Stöcken getragen, stechen durch das lila Dämmergrau. Die allgemeine Unruhe wächst bis zur Siebeheiß. Ihre Majestäten, die drei Könige aus dem Mohrenland, ziehen ein! Die Kinderwelt begrüßt sie mit frenetischem Jubel, sind sie es doch, die den Kindern das ersehnte Spielzeug bringen, an sie werden wochenlang vorher schon Briefe, mit der feierlichen Anrede „An Ihre Majestäten, die drei Mohrenkönige“, mit Wunschzetteln geschrieben, man bangt vorher wochenlang, daß sie für begangene Ungezogenheiten statt eines Geschenkes drei rabenschwarze Kohlen zur Bestrafung auf den Balkon oder vor die Haustür legen werden. Was in Deutschland Knecht Ruprecht und das Christkind besorgen, ist in Spanien das Triumvirat der drei Könige. Und wie das spanische Kind an Weihnachten selbst vollkommen laer ausgeht, so bedeutet ihm der Vorabend des 6. Januars alles.

In den vornehmsten und wohlhabendsten Herrenklubs der Stadt ist es eine seit Jahrzehnten gern gepflegene Tradition, rechtzeitig unter freiwilligen Spenden eine Unmenge, ja, kistenweise, Spielzeug aus Deutschland kommen zu lassen, um es an diesem Nachmittag drei wohlthätigen Kinderanstalten zu bringen. Die jüngeren Mitglieder der Klubs steigen selbst in den Sattel. Sie sind wundervoll in orientalischem Stile kostümiert, und jeder der drei Könige reitet inmitten eines glänzenden Gefolges. Jünglinge in kostbarer samtenen alspanischer Pageentracht mit Federbaretts bilden den Troß zur Eröffnung, und im Scheine der bunten Stocklaternen reiten die drei Könige in Abständen vorbei. Nach alter Tradition muß der erste ein Greis mit langem, weißwallendem Barte sein, der zweite ein „wirklicher Mohr“ in tiefdunkler Hautfarbe, und der dritte auf einer Säufte sitzen, die auf zwei zusammengeschirrten Schimmeln steht. Aus zwei riesigen Körben ihm zur Seite hat er unablässig Tausende von eingewickelten Bonbons als Sprühen unter die Kinder zu werfen, indes ein Mohr hinter ihm mit langen Pfauenfächern wehelt.

Aber da die Tradition verlangt, daß an diesem Nachmittag sowohl das Kinderhospital wie das Findelhaus und das Waisenhaus von allen drei Königen besucht wird, ist es ein frommer Betrug, da eigentlich nicht drei, sondern neun Könige im langen, prächtigen Zuge reiten, denn am Ende der Stadt spaltet sich der Zug in drei selbständige Teile, die ihren Besuch programmäßig in den drei Anstalten ausführen. Staunende Kinderaugen warten bereits an den Fenstern, bis der Zug in den Hof einreitet. Was soll man mehr bestaunen, die Reiter, die Könige oder die zierlich daherrittelsenden molligen Mauleselchen, die in riesigen, schwankenden Satteltaschen herrliche Früchte tragen, wie Datteln, Feigen, Orangen, Äpfel? Oder die entsüßenden, als junge Schäferinnen gelleideten jungen Damen, die lebendige schneeweiße Lämmchen auf großen Lastwagen mit hohen Stapeln von Spielzeugschachteln, am roten Bändchen halten?

Welch ein Jubel bei den Eltern und meist ganz heimatslosen Hunderten von Kindern, wenn die drei Majestäten einzeln ihre Geschenke verteilen! Auch in die sonst so stillen Krankenzimmer einzelner kleiner Insassen dringt heute in Gestalt der drei funkelnden gültigen Könige aus dem Morgenlande Glück und Freude, wenn sie von Bett zu Bett mit ihren Gaben schreiten. Und selbst in den Kinderträumen dieser Nacht stehen sie als Lichtgestalten und Freudebringer da.

Füße.

Von Serena Mohr.

Die Werkstatt des Schreiners lag in den Kellerräumen des großen Hauses. Ich stieg vorsichtig die Treppe hinauf und betrat den Raum, in dem es gut und trocken nach Holz roch. In einer Ecke hobelte eifrig ein Junge, daß die Späne nur so flogen, und pfiff sich ein Liedchen dazu.

Nein, der Meister sei nicht da, aber er müsse gleich kommen, ob ich warten wolle oder ob er etwas austreten könne. Der Junge hatte kluge, blaue Augen und ein aufgewecktes Gesicht, er würde es sich gewiß gut merken, wenn ich ihm Bescheid sagen wollte, dachte ich. Weil ich aber über meinen Auftrag mit dem Schreiner selbst verhandeln mußte, entschloß ich mich, zu warten.

Der Junge ging wieder an seine Arbeit, ich lehnte mich an einen der Tische und schaute gleichgültig umher. Da war jedoch nicht viel zu sehen, Bretter, Läden, Klöße waren aufgestapelt, Arbeitsgerät und Werkzeug lag da und dort, ein kleiner, schwarzer Hengst drückte sich schüchtern in eine Ecke, und neben der Tür stand ein großer Schrank. Das Licht kam von oben herab, durch zwei vergitterte Fenster. Ich blickte, nachdem ich in der Werkstatt nichts mehr zum Betrachten fand, zu dem einen dieser Fenster hinauf. Man konnte nur ein ganz kleines Stückchen des Bürgersteiges sehen, der oben vorüberführte. Und in diesem lächerlich kleinen Ausschnitt konnte man wiederum nur die Füße — nicht mehr — der Vorübergehenden sehen. Es war eine belebte Straße, es gingen viele Menschen vorbei und man sah eine Unmenge von Füßen. Große und kleine, schwere, plumpe, hart aufstretende und schmale zarte, die den Boden nur flüchtig zu berühren schienen. Die einen eilten und hasteten dahin, während manche andere gemächlich und gelassen sich vorwärtsschoben. Ab und zu blieb ein Paar dieser Füße auf stehen, sein Besitzer guckte wohl in das Schaufenster des Ladens, der über der Werkstatt lag. Ich erinnerte mich, es war ein Lebensmittelgeschäft, und im Fenster lagen, hübsch angeordnet, gute und appetitliche Dinge.

Das Beobachten der vorbeiwandernden Füße ergötete mich, es nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, es machte mir Spaß, zu den Füßen, die so selbstständig durch die Welt zu gehen schienen, die dazupassenden Gestalten zu raten. Und meine Phantasie machte rasch und eilig die kühnsten Sprünge.

Da standen eben jetzt zwei große, breite Stiefel vor dem Fenster oben. Sie gehörten vielleicht einem Bierkutscher, der eine Trage mit Bierläschen in den Laden gebracht hatte und nun, ehe er zu seinem Wagen zurückkehrte, einen verlangenden Blick auf die speckgewürfelten, rosigen Würste im Schaufenster warf. Und da — neben dem häßlichen, dialschligen Stiefel stellte sich mit einemmal ein zierliches Füßchen in leuchtend rotem Spangenschuh. Es stand ganz nahe dem großen Schwarzlledernen und sah lächerlich klein neben diesem aus, während das zweite Füßchen spielerisch mit der Spitze auf den Boden tippelte. Die junge Dame hatte ganz bestimmt auch reizende Beine in glänzenden Seidenstrümpfen, und frische, blanke Augen guckten wohl begehrlisch nach Schokolade und Datteln. Mit eins waren sie dann weg, rasch die zwei roten Saffianschühchen, ein bißchen langsamer trabten die faltigen Stiefel des Bierkutschers davon.

Kinderfüße sprangen vorüber, kaum, daß ich sie erspähen konnte, feste Füße in guten Schuhen schritten hastig und sehr von sich eingenommen, müde Greisenfüße in Schuhen, deren Abklappe schief getreten waren, erschienen und unter langem, schwarzem Rod trippelten fittsam zwei Füße, die unbedingt einer Nonne gehören mußten.

Dann tauchten lange, vornehme Füße in glänzenden Lackschuhen, mit samtbraunen Gamaschen geschmückt, auf und fesselten meine Aufmerksamkeit. Sie gingen vorbei, kamen wieder, blieben stehen, entfernten sich, waren von neuem da, klopften ungeduldig das Pflaster. Der unauffällige Fuß eines Schulkindes stieß an den einen der Glänzenden an. Es mußte recht unangenehm gewesen sein, denn der Vornehme zog sich für ein paar Augenblicke vom Boden hinweg in einsame Höhe, der ich nicht mehr zu folgen vermochte. Just da kamen zwei schöngeformte Mädchenfüße in lichten, eidechsenledernen Schühchen klink daher und hielten sich vor den Lackschuhen. Und nun standen dort oben zwei Paar Füße, ein männliches und ein weibliches, und ich malte mir aus, wie der junge Mann, der Lackschuhbesitzer, und das Mädchen, das zu den schlankfüßlichen Füßen in den hübschen Spangenschuhen gehörte, wie sehr die beiden sich freuen mochten, daß sie sich einander endlich getroffen hatten. Unbewegt um all die anderen hin- und hergehenden, eilenden, trabenden, hüpfenden, tänzelnden, stampfenden, gleitenden Füße um sie herum, die alle irgend einem Verlangen, einem Wunsche, einer Sehnsucht nachstrebten oder auch nur einer Pflicht, einem Zwange folgten, standen diese zwei Fußpaare einander gegenüber. „Sie sind gewiß ein Verkehrshindernis, aber sie merken es gar nicht“, dachte ich und war sehr neugierig

zu erfahren, wie lange sie noch da oben stehenbleiben und ob sie mitammen in derselben Richtung oder getrennt ein jedes Paar in der entgegengesetzten sich entfernen würden.

Eine Stimme dicht neben mir riß mich aus meiner Betrachtung. Es war der junge Schreinermeister, dessen Kommen ich im Geräusch, das der Lehrsinge mit seinem Hobeln und seinem Pfeifen machte, überhört hatte. Er fragte nach meinem Begehrt. Ich wandte den Kopf, schaute ihn an, fand mich nicht gleich zurecht. Unwillkürlich deutete ich zum Fenster hinauf und sagte, es sei so ergötzlich und kurzweilig, alle die Füße ohne die dazugehörigen Menschen zu sehen und beobachten zu können. Die Blicke des Schreiners folgten flüchtig meiner Hand, lehrten sich gleich wieder mit zu, Verwundern und Verständnislosigkeit lagen darin.

„Dazu habe ich keine Zeit!“ meinte er kurz und ich hörte aus dem Klang seiner Stimme, wie unsinnig er meine Äußerung fand. Trotzdem blickte ich rasch wieder hinauf zum Fenster, aber die schwarzen Lackstiefel und die eleganten kleinen Mädchenschuhe waren verschwunden und ich wußte nun nicht und würde es auch nie erfahren, ob sie gemeinsam oder getrennt davongegangen waren.

Kindisch verstimmt zwang ich mich in die Nüchternheit der Werkstatt zurück und erledigte meinen Auftrag. Dann stieg ich wieder die Treppe hinauf, ging durch den Hausflur und betrat die Straße. Ich kam an den Fenstern der Werkstatt vorbei, meine Füße waren jetzt auch ein Paar unter den vielen Hunderten, die hier vorbeigingen, — nichts Anderes, nichts Besonderes, — es kümmerte sich niemand darum, wohin sie gingen, — ach, nein, wozu auch? Füße sind da zum Gehen, zum Sichfortbewegen, um im Leben weiterzukommen, aber nicht, um über sie müßige Gedanken zu spinnen, um ihretwegen Zeit zu vertrödeln, — nein! Der junge Schreinermeister mit den klugen Augen, der es zu etwas bringen wollte, der hatte recht, — wahrhaftig er hatte recht!

Happy-end.

(Ein paar Geschichten mit gutem Ausgang.)

Von G. Mühlen-Schulte.

Klempnerkarl hatte von der Veranda einer Borortvilla einen Papagei gestohlen, den briet er sich und als ihn mit Begehen. Ein paar Tage danach fühlte er sich sehr elend. Beim Kassenarzt ließ er sich untersuchen. Der setzte ihm ein Hörrohr auf die Brust, lauschte eine Weile aufmerksam und machte danach ein bedenkliches Gesicht.

Da meinte Klempnerkarl: „Am Himmelswillen, Doktor, hat er etwa was gesagt?“

Frau Natalie klagte einem Freunde ihr Leid.

„Sie wissen, daß Onkel Leopold aus Bentischen zu Besuch bei uns weilte. Den ganzen Tag hält er sich im Musikzimmer auf. Natürlich habe ich mein Gesangstudium sofort abgebrochen. Und nun sitzt er da und sitzt und sitzt und raucht eine Zigarre nach der anderen und geht nicht weg. Nicht durch Güte ist er zur Abreise zu bewegen und nicht durch sanfte Gewalt. Was soll ich bloß machen?“

„Nehmen Sie Ihr Gesangstudium wieder auf!“ rief der Freund.

Der Ehef sah die Unterschriftenmappe durch, die ihm sein neuer Maschinenschreiber gebracht hatte.

Tadelnd sagte er: „Derr Perl, an dieser Stelle fehlt ein Semikolon, und hinter den nächsten Satz hätten Sie einen Gedankenstrich setzen müssen.“

„Was heißt das?“ meinte der Schreiber. „Bin ich Herr Kerr?“

Auf einer Dampferpartie hatte Frau Pollack einen charmananten Herrn kennen gelernt. Sie traf sich ein paar Mal mit ihm. Dann erlaubte sie sich eine Frage nach dem Beruf ihres Freundes.

„Ich bin Kammerjäger!“

„Ah, Kammerjäger!“

Frau Pollack hatte keine Ahnung, was ein Kammerjäger ist. Glückstrahlend kam sie zum nächsten Rendezvous. Ein längliches Palet brachte sie als Angebinde mit. Der Kammerjäger widelte es auf und fand darin — einen Hirschjäger!

Abends gegen neun Uhr besuchte uns Willy Prager. Er war ein wenig abgespannt und legte sich auf den großen Diwan unter der Moscheelampe.

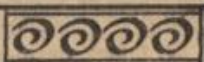
Im Zimmer nebenan zog meine Frau das Grammophon auf. Ein Honolulu-Mag, gespielt von der American Hawaiian-Band, ertönte.

Als die Sache zu Ende war, kam meine Frau herein und fragte: „Na, Herr Prager, wie hat Ihnen das gefallen?“

Schon im Einschlafen brabbelte Prager: „Nu, wunderbar! Ich schwör' Ihnen, gnädige Frau, Sie ham eine ganz große Overturme!“

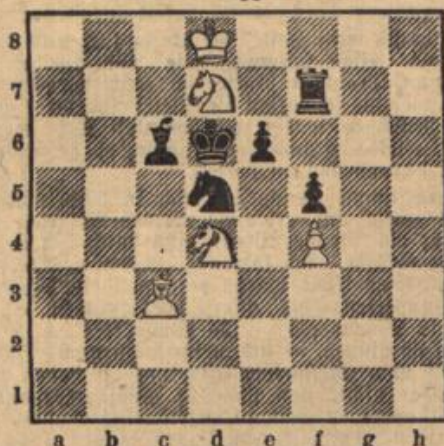


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 1. Philipp Stamma.

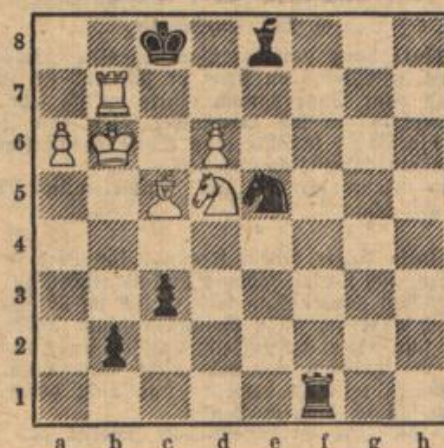


Weiß: Kd8, Lc3, Sd4, d7, Bf4.

Schwarz: Kd6, Tf7, Lc6, Sd5, Be6, f5.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 2. Von demselben.



Weiß: Kb6, Tb7, Lc5, Sd5, Ba6, d6.

Schwarz: Kc8, Tf1, Se5, Le8, Bb2, c3.

Matt in 4 Zügen.

Es wird nur wenige Schachspieler geben, denen der Name des Arabers Stamma unbekannt ist. Dieser berühmte Schachmeister lebte im Jahre 1730 in London und sodann längere Zeit in Paris. Hier fand seine Art zu spielen viele Bewunderer, da er es verstand sich aus den größten Verwirrungen geschickt heraus zu ziehen. Auch als Problemkomponist besaß er einen bedeutenden Ruf, sodaß man seine Aufgaben für wahre „Schachspiel-Geheimnisse“ ansah. Es ist daher nicht verwunderlich, daß seine Freunde ihn veranlaßten eine Hundertzahl seiner Probleme erscheinen zu lassen. Zu dieser Ausgabe bemerkte er: „In diesen hundert Problemen befindet sich die gleiche Anzahl Geheimnisse der Schachspielkunst. Ihre Neuheit und ihre Schönheit sind verblüffend. Durch ihr Studium wird der unerfahrene Spieler lernen seine Züge richtig zu berechnen (ein bedeutender Vorteil, denn hierin besteht die große Kunst und Schwierigkeit) und gleichzeitig die Wege finden, die aus den verzweifeltsten Stellungen herausführen. Das will sagen, daß ein geschickter Spieler bei richtiger und kluger Anwendung meiner Weisungen im Stande sein wird eine Figur, ja selbst die Dame zu opfern, um dadurch eine schon verloren geachtete Partie noch zu gewinnen. Wenn man sich mit den manchmal geheimnisvollen Zügen genau bekannt

gemacht hat, wird man es an Selbstvertrauen und Geschicklichkeit mit den stärksten Spielern aufnehmen können. Die erwähnten hundert Stellungen kommen in gleicher Art und Weise fast täglich vor. Man wird daher gut tun sich diese Positionen einzuprägen, da man sich dadurch ein längeres Nachdenken und Ueberlegen ersparen kann. Auch der Positionsblick wird durch eine vielfache Beschäftigung mit den Problemen geschärft werden.“ — In einem Buch seines Zeitgenossen Greco, auch bekannt unter dem Namen des Calabresen, äußerte sich Stamma dahin, daß diese Schrift sich von seinem Werk dadurch unterscheidet, daß sämtliche vom Calabresen erläuterten Partien in einer vorgeschriebenen Weise gespielt werden müßten, wer von dieser Vorschrift abweiche, müsse verlieren. Wer aber seine Weisungen befolge, werde seinen Gegner besiegen, möge dieser machen was er will. Sein Urteil über eine von Greco angegebene Verteidigung im Königsgambit lautet gleichfalls sehr abfällig; er hält diese Spielweise für „unnützlich und ohne Grund“. So würde niemand spielen, der nicht mit Absicht verlieren wolle, oder es sei denn, daß er einen Neuling oder Stümper zum Gegner hätte. Dieser Ausspruch hat sich nicht bewahrheitet; während jeder in der Theorie nur einigermaßen bewanderte Schachfreund die glänzende Damenopferkombination in einer Variante im Philidor-Gambit kennt, sind die Probleme des Stamma fast gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen.

Partie Nr. 1. Gespielt im Turnier des Weltschachbundes im Haag 1928.

Weiß: Whitaker; Schwarz: Przepiorka.

1. e4—c6, 2. d4—d5, 3. e×d5—c×d5, 4. Ld3—Sc6, 5. c3—Sf6, 6. Sd2. Das Springermanöver Sb1—d2—f1 ist zwecklos und bringt Weiß in starken Entwicklungsnachteil. 6. ... Lg4, 7. Db3?—Dc7, 8. Sf1—e6, 9. Lf4. Weiß sollte bei seiner schlechten Entwicklung keine Komplikationen suchen. 9. ... Ld6!, 10. L×d6—D×d6, 11. D×b7?—Tb8, 12. Da6—0-0, 13. Tb1—e5!, 14. d×e5—D×e5, 15. Se3—d4, 16. D×c6—d×e3, 17. Se2—e×f2+, 18. Kf1—Tf8, 19. Dc4—Th8, 20. K×f2—Ke3+. Aufgehen. Die Partie bietet ein Schulbeispiel für die üblen Folgen schlechter Entwicklung.

Lösungen: Nr. 93. 1. Lg5—e4+, 2. Lf6+; 1. ... T×a4, 2. Dd5+. Angegeben von Ludw. Nickel.



Rätsel



Kapsel-Rätsel.

Hausandacht, Stadtanzeiger, Freimaurer, Depesche, Besarabien, Kreisel, Samarkand, Privatangelegenheit, Knoten, Elefantenorden.

Es sind bekannte Hauptwörter zu suchen, die in vorstehenden Wörtern versteckt sind; die Anfangsbuchstaben dieser Wörter, aneinander gereiht, nennen einen bedeutenden deutschen Staatsmann.

Rätselhafte Schrift.

hacu erd szrechm liwl ise enn asu ruckd ah neb, dun red namn, omv cherms ez ü erb läw gitt, tubrach schi eis ern rät enn tinch uz ächs nem.

Von einem Zitat sind die Buchstaben der einzelnen Silben durcheinander geraten; wer hilft uns, sie zu ordnen?

Doppelsinnig.

Es ist im Gebirge eine üppige Flur,
Im Haus dient zu niedrigen Zwecken es nur.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 302.

Pyramiden-Rätsel: E, Ei, Eis, Reis, Risse, Servis, Sievers, Verließ, Silvester. — Finale: Neu, Jahr; Neujahr. — Unwahrscheinlichkeiten: Jäger, Kläger.

Richtige Lösungen sandten ein: Bertl Chudek, Dita (Stud.-Anstalt), Horst Michaelis, Grete Thielen, Hans u. Joachim Ulrich, sämtlich aus Wiesbaden; Herbert Roblin aus Biebrich; Lisel Erhardt aus Mainz; Martel-Grete König z. Zt. Ehrenbreitstein.